

Old Shatterhand in der Heimat

Der liebe Leser ist gewöhnt, von mir in ferne Länder, zu fremden Völkern geführt zu werden und da von Ereignissen und Begebenheiten zu erfahren, welche ihm abenteuerlich erscheinen. Da erhebt wohl manch einer den Blick vom Buch und fragt:

„Ist denn das wirklich passiert? So etwas kann doch nur in Romanen stehen!“

Ja, das steht allerdings auch im Roman, nämlich im Roman des wirklichen Lebens. Wer sein Auge nicht nur auf die großen Ereignisse der Politik, der Wissenschaft, des Verkehrs usw. wirft, sondern auch einen Blick für die kleinen Vorkommnisse des individuellen Lebens besitzt, wer es versteht, der Entwicklung des Einzelmenschen zu folgen, für den eine sonst ganz unbemerkte Tat, ein ganz verschwindendes Vorkommnis von der größten Wichtigkeit ist, der hat sicher und gewiss die Erfahrung gemacht, dass das Leben der fruchtbarste und phantasiereichste Romanschreiber ist, den es geben kann. Alle Schriftsteller der Welt, und das sind hunderttausende, wären nicht imstande, die Sujets sich auszusinnen, welche das Leben nur an einem einzigen Tage bearbeitet. Aber, wie gesagt, man muss ein Auge dafür haben.

Wie oft habe ich mit Lesern gesprochen, die sagten: „Ja, da, wo Sie gewesen sind, da passiert noch etwas; aber wandern Sie nur einmal bei uns herum! Sie werden nicht so viel finden, dass Sie ein einziges Kapitel, viel weniger ein ganzes Buch darüber schreiben können!“

Wie so sehr irrig ist das! Ich möchte behaupten, über jeden meiner Bekannten ein interessantes Buch schreiben zu können, und habe, den vorigen Sprechern ganz entgegen, viele Leute getroffen, welche meinten: „Wenn ich Ihnen meine Erlebnisse erzählen könnte, so vermöchten Sie mehrere Bücher darüber zu schreiben!“

Ja, das Leben ist der phantasiereichste Romanschriftsteller, und er schreibt nicht nur in Amerika, Asien und Afrika, nicht nur bei den Indianern, den Mongolen, Polynesiern, Zulus und Arabern, sondern auch in Europa, in Deutschland, in Bayern, Sachsen und Lippe-Detmold. Und die Phantasie dieses Romanschreibers ist in einem kleinen Städtchen des Harzes oder Thüringer Waldes, in einem verlorenen Dorf der Lüneburger Heide oder der ungarischen Puszta oft ergiebiger und glänzender als in der Sahara oder in den Urwäldern von Hinterindien. Man steht dabei, man sieht und hört es, ja, man erlebt es sogar mit und hat dennoch keine Ahnung davon, dass es einem ‚Helden der Feder‘ den reichsten Stoff für ein Buch bilden kann.

Um die Wahrheit dieser meiner Behauptung zu beweisen, will ich heut einmal daheim bleiben und meine Feder, notabene the original St. George, Sommerville & Co., in eine Erinnerung tauchen, welche mir immerdar lieb und freundlich bleiben wird.

Ich hatte auf der Universität einen Professor, einen gewaltigen Philologen, der sich meiner auf das freundlichste annahm, worüber man sich allgemein wunderte, denn noch nie hatte er ein persönliches Interesse für irgendeinen Menschen gefühlt. Unbeweibt und ohne Verwandte, lebte er nur für seine linguistischen Bücher, kramte Tag und Nacht in fremdländischen Werken herum und wusste dafür zuweilen nicht, welchen Namen seine Magd hatte, die ihm schon seit langem seine Wohnung – denn Häuslichkeit wäre falsch – in Ordnung oder vielmehr in Unordnung hielt. Er ließ den Kaffee stehen, bis Spinnweben darauf lagen, und schimpfte dann darüber, dass er zu heiß sei, weil er von der Bearbeitung der hottentottischen Schnalzlaute schwitzte. Und er verbrannte sich mit der heißen, mit Talg

gefetteten Kartoffelsuppe die Zunge und den Gaumen und behauptete doch, dass sie ihm zu abgekühlt sei, weil er augenblicklich die Deklination eines lappländischen Dingwortes im Kopf herumschüttelte. Ich wollte auch ein so großer Linguist werden, wie er war, schüttelte die Dingworte mit, schnalzte mit wie ein Hottentotte, trank den Kaffee mitsamt der Spinnwebe und verschluckte die Talgkartoffelsuppe mit innerlichem Schmerz und äußerem Vergnügen. Das erwarb mir seine Zuneigung, die immer wuchs und dann bis zu seinem Tode gleich geblieben ist.

Der freundliche Leser befürchte ja nicht, dass dieser mein Lehrer die Hauptperson einer Erzählung werden soll. O nein! Das Sujet ‚Professor‘ ist so oft gut und auch nicht gut behandelt worden, dass ich mir eine Blöße geben würde, wenn ich es noch einmal behandeln wollte – ob schlecht oder gut, das bliebe sich gleich. Ich darf aber erwähnen, dass er kränklich wurde; die Stubenluft und der Bücherstaub begannen ihm gefährlich zu werden, und seine Kollegen von der Medizin drangen in ihn, seine Professur niederzulegen und seinen Wohnsitz auf dem Lande zu nehmen, wo möglich im Gebirge. Sie predigten tauben Ohren, bis er endlich einmal, grade als er sich mit dem arabischen Zeitwort *sa'al*, husten, herumwarf, die Bemerkung machte, dass er selbst hustete, und zwar Blut. Da bekam er plötzlich Todesangst, arabisch *faza el mot* genannt, und wohnte schon einen Monat später in einem hochliegenden erzgebirgischen Dörfchen, zunächst nur zur Probe. Als es sich herausstellte, dass die Höhenluft ihm sehr gut bekam, kaufte er sich dort ein Häuschen und ließ die Magd nachkommen. Zwar war es ganz und gar nicht seine Absicht, für immer hier zu bleiben, aber er beschäftigte sich so fortwährend, eingehend und ausschließlich mit seiner alten Braut Linguistik, dass er nicht an das Fortgehen denken konnte und sich erst dann, als er den Tod nahen fühlte, daran erinnerte, dass er eigentlich nicht so lange hatte bleiben wollen...